

Flechtheim, Ossip K.

(1909-1998)

deutscher Politikwissenschaftler, Jurist, Autor

Flechtheim bei wikipedia [>>>](#)

Vom demokratischen Sozialismus zur kritischen Futurologie

Ein Gespräch mit Egbert Joos

Frage: Herr Professor Flechtheim, bekannt geworden sind Sie als Begründer der Futurologie, die sich seit mehr als vierzig Jahren mit den großen menscheitsbedrohenden Problemen unserer Zeit beschäftigt. 1945 erschien der Artikel "Teaching the future", 1987 publizierten Sie Ihr Buch "Ist die Zukunft noch zu retten?". In diesen Jahren hat sich viel geändert. Welche Intensionen bewegten Sie bei der Begründung einer kritischen Futurologie damals, und woher kommt der doch etwas pessimistische Unterton in ihrem letzten Buch?

Flechtheim: Zunächst möchte ich einmal davon ausgehen, dass gegen Ende des zweiten Weltkrieges, als der Artikel entstand, eine Aufbruchstimmung herrschte. Da wurde auch in Westeuropa viel von Demokratie und Sozialismus gesprochen, in England war eine Arbeiterregierung an der Macht, in Frankreich die Sozialisten und die Kommunisten in der Regierung, in Deutschland bekannte sich sogar die CDU zu einem christlichen Sozialismus. Dann setzte die Restaurationsperiode ein, gegen die ich mich immer gewandt habe. In dieser Situation hielt ich zwar an der Konzeption einer Futurologie fest, publizierte aber so gut wie überhaupt nicht. Es war einfach schwer, ein Verlegerpublikum zu finden.

Allerdings war ich auch davon überzeugt, dass der Status quo der Adenauer-Ära nicht unbegrenzt andauern konnte, dass die großen Probleme früher oder später wieder auf den Tisch kommen würden. Hier liegen möglicherweise auch die Wurzeln des kritischen Untertones:

Der kalte Krieg hatte sich entwickelt, mit ihm kam die atomare Bedrohung – auch zu Bewusstsein – , dann rückte die Problematik der "dritten Welt" stärker in das Blickfeld, noch später die ökologischen Fragestellungen; Gefahren also, die das Überleben der Menschheit generell in Frage stellten.

Frage: Vor welchen großen, das heisst die ganze Menschheit bedrohenden, Problemen stehen wir Ihrer Ansicht nach heute?

Flechtheim: Nun ja, die drängendste, unmittelbarste Gefahr ist leider immer noch die eines großen, totalen, atomaren Krieges infolge der qualitativ und quantitativ weiter wachsenden Rüstungen. Als zweite wäre die wachsende Bedrohung und Zerstörung der Umwelt zu nennen, weiter das Problem der Überbevölkerung, die Problematik der Not in der "dritten Welt", die traditionelle soziale Frage auch in den modernen entwickelten Ländern Europas, die Kulturkrise, die Erschütterung, die Bedrohung der Familie als soziale Institution und letztlich die Entfremdung, Entleerung, die Sinnkrise des einzelnen Menschen, des Individuums. Dabei ist offensichtlich, dass all diese Probleme in einem sehr engen Zusammenhang miteinander zu sehen sind. Ich möchte auch noch darauf verweisen, dass damit nicht nur Gefahren angesprochen sind, sondern zugleich auch Chancen. Wenn wir alle diese Probleme auch als Herausforderungen begreifen, challenges, wie ich sie genannt habe, werden wir ihnen möglicherweise konstruktiver begegnen können, als wenn wir sie nur als zu fürchtendes Phänomen betrachten.

Frage: Nun befanden Sie sich 1945 im amerikanischen Exil. – Würden Sie sagen, dass

das soziale und geistige Umfeld dort Ihre Überlegungen mitgeprägt haben?

Flechtheim: Ja, durchaus. In den Vereinigten Staaten herrschte ja 1945, im Gegensatz zu den fünfziger Jahren der McCarthy-Periode, eigentlich in noch vielen Beziehungen eine recht fortschrittliche oder liberale Stimmung. Die USA waren damals mit der Sowjetunion verbündet, es gab eine ganze Reihe von Diplomaten und Politikern, die sich an der Person Stalins begeisterten, was ich nie konnte. Nebenbei bemerkt, standen diese Leute der Sowjetunion oft ebenso unkritisch positiv gegenüber, wie sie sie nachher summarisch verdammt haben.

Die Vereinigten Staaten selbst waren ja ein relativ junger Staat, eine der damals noch ganz seltenen Republiken und – wenn auch mit erheblichen Einschränkungen – eine Demokratie, ein Staat, der sich in seinen Ursprüngen sogar direkt antimilitärisch orientierte. Einer ihrer Gründungsväter bemerkte einmal, dass ein permanentes militärisches Establishment mit einer Republik oder Demokratie nicht vereinbar sei. Für mich kamen die Erfahrungen, das Erleben der Politik des New-Deal, dann das Ende des Dritten Reiches hinzu. Die Erwartungen der Menschen an die Zukunft waren sehr verschieden, aber man dachte nach den schrecklichen Ereignissen wieder mehr und ganz bewusst über die Zukunft nach. Mit der Entwicklung der Produktivkräfte, die einen gewissen Aufschwung erlebbar machten, kehrte auch der Glaube an die Zukunft zurück, es herrschte ein gewisser Optimismus und auch das Gefühl, die Zukunft jetzt gestalten zu können, sie also nicht nur vorherzusehen. Insgesamt ist aus diesem Umfeld heraus natürlich eine Bereicherung, eine Weiterentwicklung der Positionen festzustellen, mit denen ich in die USA kam.

Ich glaube aber, dass meine Zukunftskonzeption auch mit meiner ursprünglich marxistischen Ausrichtung zusammenhing. Ich sagte mir so etwa:

Die Tatsache, dass Marx sich mit der Zukunft beschäftigte, war wesentlich, er hatte aber seine Grenzen. Daraus resultierte nun aber die Notwendigkeit, sich erst recht der wissenschaftlichen Zukunftsforschung zuzuwenden, und nicht, dieses Kapitel auszusparen. Insofern habe ich mich also nicht von der Zukunft abgewandt, sondern ich sagte mir, wenn wir sie nicht mit den herkömmlichen Zukunftsbildern erhellen können, das heißt also, mit den sozialistischen oder kommunistischen, oder aber auch den christlichen oder konservativen, dann ist es wichtig, sich ganz bewusst einer wissenschaftlichen Erkundung der Zukunft zuzuwenden. Dafür bot ja mein USA-Aufenthalt in gewisser Weise günstige Voraussetzungen. Es gab dort, im Gegensatz zu Europa, eine etablierte Politikwissenschaft, in deren verschiedenen Zweigen ich dann ja auch unterrichtete; es gab bereits eine entwickelte Soziologie, auch wichtige geschichtsphilosophische Überlegungen, wenn Sie beispielsweise einmal an Toynbee denken.

Frage: Wie würden Sie heute die Reaktionen auf Ihre Bestrebungen, sich von sozialwissenschaftlicher Seite her mit der Zukunft zu beschäftigen, einschätzen?

Flechtheim: Sehr differenziert. Als ich damals über diese Dinge schrieb, habe ich mich an eine ganze Reihe von bekannten Leuten gewandt. Ich wollte ja zunächst, dass an den Universitäten, den höheren Bildungseinrichtungen Lehrveranstaltungen eingeführt werden, die das Thema "Zukunft der Menschheit" zum Gegenstand haben sollten. Eine ganze Reihe bedeutender Persönlichkeiten hat dem auch zugestimmt, andere haben abgelehnt. Ich erinnere mich, dass ich damals amüsiert erfuhr, dass die "New York Times" einmal schrieb, sie hätte nie dem Wahn gefrönt, anzunehmen, man könnte etwas über die Zukunft aussagen. Das war natürlich Unsinn, insofern in jeder Ausgabe irgendwelche Dinge stehen, die sich auch auf die Zukunft beziehen. Vielleicht nur auf die unmittelbare Zukunft, sagen wir, auf die nächsten Tage oder Wochen, Monate und Jahre, unter Umständen auch Jahrzehnte, nicht auf die nächsten fünfzig oder einhundert Jahre.

Letztlich leben wir aber immer wieder in die Zukunft hinein, die Gegenwart ist nach der Zukunft hin offen. Die Frage ist ja die – welche Bedeutung hat die Vergangenheit, die Gegenwart oder Zukunft auf mein heutiges Handeln. In diesem Zusammenhang muss man festhalten, dass sich die Wertigkeit dieser drei Zeitdimensionen in ihrem Verhältnis zueinander doch wesentlich verschoben hat. Das habe ich in verschiedenen Publikationen ausgeführt – interessanterweise erweist sich das Abstecken der Gegenwart immer wieder als das Schwierigste.

Wenn ich mich richtig erinnere, gehen die Psychologen davon aus, dass die Gegenwart einen Zeitraum von ca. sieben Sekunden umfasst. Im tagtäglichen Leben ist der Tag die Einheit, an der ich Vergangenheit und Zukunft, gestern und morgen festlege. Die Gegenwart dauert also 24 Stunden. Ebenso lassen sich Bezugsebenen finden, beispielsweise in der Politik, in denen sich die Zeiträume auf Wochen, Monate oder sogar Jahre ausdehnen. Gehen wir dagegen von der Gegenwart etwa eines Gerichtshofes aus, so kann man feststellen, dass in mancher Beziehung eine bestimmte Stabilität vorherrscht, die Gegenwart also eine gewisse Statik erlangt. Insofern ist es wohl so, dass die Menschen früher stärker in der Vergangenheit und Gegenwart gelebt haben, da sich die Dinge doch relativ langsam verändert bzw. entwickelt haben.

Selbstverständlich gab es immer Veränderungen schlechthin, aber in den entscheidenden sozialen Beziehungen, im Verhältnis zur Natur, gab es über Jahrtausende hinweg kaum nennenswerte Wandlungen, so beispielsweise in den Bereichen Technik, Landwirtschaft, Ressourcenverbrauch, Bevölkerungswachstum und ähnlichem. Dieser Zustand hat sich in den vergangenen Jahrzehnten radikal verändert. Das Wissen wächst exponential, ebenso die Möglichkeiten zur materiellen Veränderung der Welt, daraus erwächst wiederum eine unerhörte Dynamisierung aller sozialen Beziehungen. Von daher leben wir heute mehr in der Zukunft als beispielsweise die Menschen des 18. oder 19. Jahrhunderts – die Zeit ist viel schnelllebiger geworden, die Folgen gegenwärtigen Handelns brechen in immer kürzeren Zeiträumen über uns herein.

Deshalb sind wir heute, wenn wir mit der Gegenwart auch nur einigermaßen fertig werden wollen, gezwungen, sie sozusagen mit in die Zukunft zu verlegen bzw. umgekehrt, die Sicht, die Einsicht in die Zukunft, in die Beweggründe gegenwärtigen Handelns mit einzubeziehen. Diese Tatsache war damals vielleicht für viele noch nicht so offensichtlich, wurde es in den Folgejahren jedoch immer mehr. – Dies vielleicht auch noch als Antwort auf Ihre Frage nach den Intentionen, die mich damals gegen Ende des zweiten Weltkrieges bewegten.

Frage: Nun ist ja die Situation heute so, dass keine politische Kraft, keine Industrie, keine Wissenschaft, letztlich: kein soziales Subjekt mehr um das Thema Zukunft herumkommt, sowohl in bezug auf das Allgemeininteresse als auch in bezug auf das jeweilig zu realisierende Sonderinteresse. Würden Sie meinen, dass damit Ihre damaligen Intentionen heute realisiert sind?

Flechtheim: Ja und nein. Zunächst würde ich Ihnen Recht geben wollen, insofern das Interesse an der Zukunft tatsächlich ein allgemeines geworden ist:

Es gibt eine Vielzahl von Institutionen, die sich wissenschaftlich mit der Zukunft beschäftigen, Organisationen, Stäbe, Universitäten, Institute etc. Denken Sie nur an die Future Society in den USA mit immerhin mehr als 20 000 Mitgliedern. Auch in den kommunistischen Planungsländern stand und steht die Zukunft natürlich immer im Mittelpunkt des Interesses – früher als positive Erwartung, als planbare Größe, heute zunehmend als ernst zu nehmendes Problem.

Nein; insofern, da der Blick, der von verschiedenen Konservativen auf die Zukunft entwickelt wird, lediglich eine Fortschreibung der Gegenwartstendenzen beinhaltet.

Frage: Sie unterscheiden da zwischen kritischer und Establishmentfuturologie.

Flechtheim: Ja, letzterer geht es ausschließlich um eine Festschreibung des Status quo, die lediglich eine gewisse naturwissenschaftliche, technische, technologische, quantitative Entwicklung anstrebt und diagnostiziert, es geht ihr also um eine unkritische Fortschreibung der Gegenwartstendenzen, also genau der Dinge, die keine Zukunft haben, der "Fortschrittstendenzen" zum Tode, wie Jungk es drastisch formulierte.

Typisch für die Establishmentfuturologie war meines Erachtens der in Amerika sehr populäre Hermann Kahn, der vor einiger Zeit verstorben ist. Er versuchte, die Zukunft, das heißt also zum Beispiel konkret die Löhne, das Bruttosozialprodukt, die Profite usw. im Stile eines Wallstreet-brokers hochzurechnen. Das habe ich abgelehnt. Zwar habe ich die Möglichkeit der Anwendung solcher extrapolativen Methoden nie grundsätzlich verneint, jedoch immer betont, dass man ihren Resultaten äußerst kritisch gegenüber treten muss. Hier wird nur eine bedingte, quantitative Veränderung erfasst, qualitative Umschwünge, Verlangsamungen, Beschleunigungen der Entwicklung können nicht vorhergesehen werden. Plötzliche Umschwünge oder gar Katastrophen, die sich quasi unter der Oberfläche der Gegenwartstendenzen vorbereiten, verschwinden so aus dem Blickfeld. Denken Sie nur an die Möglichkeit eines neuen Krieges, die zum Teil unberechenbaren Entwicklungen in der "dritten Welt", das Erscheinen eines Mannes wie Gorbatschow auf der weltpolitischen Bildfläche. Denken Sie an den Optimismus 1945 und den danach einsetzenden kalten Krieg, der für viele unerwartet kam. Denken Sie an die Aufbruchstimmung in der "dritten Welt" und die erheblichen Rückschläge in den siebziger Jahren.

Frage: Nun versteht sich die kritische Futurologie nicht unbedingt als Prognostik im engeren Sinne. Sie haben sich persönlich meines Wissens auch nie auf solche spekulativen, an Science Fiction grenzende Aussagen eingelassen, die versuchen, etwa ein Bild der Welt zu zeichnen, wie sie in fünfzig Jahren aussehen wird. Zu welchen Leistungen, zu welcher Art von Zukunftsaussagen ist die Futurologie in der Lage?

Flechtheim: Ich glaube, dass diese Tendenzen in Deutschland nicht zufällig so stark ausgeprägt sind. Die Ursachen für diese nationalistischen Traditionen reichen weit in die Geschichte zurück ... Immer dort, wo in der Entwicklung ein plötzlicher Umschwung stattfindet, wo plötzlich alte Verhaltensweisen, Zwänge zerbrechen, können solche Bewegungen aus dem Boden sprießen. Man sollte sicher die Möglichkeit und die Bedenklichkeit einer solchen mehr oder weniger nationalistischen, autoritären Entwicklung, die ja nicht unbedingt gleichzusetzen ist mit einer Nazibewegung, im Auge behalten.

Als radikaler Demokrat bin ich aber natürlich der Auffassung, dass jeder das Recht auf freie Meinungsäußerung haben sollte. Das gilt vor allem in den alten, relativ stabilen Demokratien dergestalt, dass es dort prinzipiell kein Weg sein kann, solche Gruppierungen zu verbieten. Dort besteht allerdings andererseits auch eine politische Situation, die dafür sorgt, dass solche Gruppen nicht zu einer Mehrheit kommen können, nicht allzu mächtig werden. Das ist für neue, ungefestigte Demokratien ein schwieriges Problem, da könnte ich mir als Notlösung – zumindest zeitweise – vorstellen, dass man solche Gruppierungen nicht zulässt bzw. sie in keiner Weise begünstigt. Das gilt aber nur, bis die Menschen gelernt haben, mit der Demokratie auch umzugehen. In einer florierenden Demokratie muss es möglich sein, in solchen Gruppen Wandlungen herbeizuführen, sie selbst zu demokratisieren.

Das ist natürlich auch ein Problem der politischen und allgemeinen Erziehung. Ich kann mir gut vorstellen, dass dort, wo die Familie demokratischer funktioniert, als das heute noch der Fall ist, ein positiver Einfluss auf die langfristige Entwicklung solcher

Bewegungen zu erreichen ist. Die Wurzeln derartiger Denkweisen liegen beim einzelnen, ja oft in der frühesten Kindheit.

Frage: Zum Schluss eine Frage, die uns zu den globalen Problemen zurückführt. Ist die Zukunft noch zu retten? 1987 widmeten Sie dieser Frage ein ganzes Buch und beantworteten Sie mit einer gehörigen Portion Skepsis. Haben Sie heute mehr Hoffnung?

Flechtheim: Ich glaube, dass man heute nicht einfach einen unkritischen Optimismus vertreten kann, dazu ist die Situation wohl zu ernst. Ich würde aber zum Schluss gern noch einen Begriff einführen, den Sie auch in meinen Büchern finden: den des politischen Wunders. Wie oft ist es in der Menschheitsgeschichte schon geschehen, dass sich etwas, kaum erkennbar, unter der Oberfläche vorbereitet, etwas Positives hervorbricht, eine unerwartete Entwicklung, die die negative Tendenz abschwächt oder gar abbricht. Ich habe bereits darauf verwiesen – ein Mann wie Gorbatschow war so eine Art Wunder.

Deshalb zitierte ich in dieser Frage gern einen sehr negativ klingenden Ausspruch des Physikers Leo Szilard, der einmal gesagt hat:

”Wenn ich mir das alles auf dem Papier ausrechne, muss ich dahin kommen, dass die Chancen für einen gewaltsamen Untergang der Menschheit bei 85 % liegen. Ich lebe und kämpfe aber für die verbleibenden 15 %.”

Ossip Flechtheim, K./Joos, Egbert, Ausschau halten nach einer besseren Welt, Biographie, Interview, Artikel, Dietz Verlag, Berlin, 1991, S. 67 – 97